

Charrières  
Kokosnussskanone  
im Museo d'arte  
della Svizzera  
italiana in Lugano.



*Text:* DAVID STREIFF CORTI

*Fotos:* SASKJA ROSSET

# Naturgewalt

Auch in der Kunst ist Klima Thema. Als ein Star der «Eco Art» gilt der Schweizer Julian Charrière. Kann, aber vor allem, soll die Kunst Umweltaktivismus betreiben?



«Ich mag es extrem, egal ob in der Arktis oder im «Berghain»», sagt der Künstler Julian Charrière.

# D

DAS CHARMANTE LÄCHELN will so gar nicht zur düsteren Atmosphäre passen. Die Augen zu schmalen Schlitzern verengt, bückt sich Julian Charrière unter dem Lauf einer Kanone hinweg, streicht sich die langen Haare aus dem Gesicht und macht eine entschuldigende Geste. «Lange Nacht, viel Bier», sagt er etwas reumütig in einem französisch gefärbten, grammatikalisch einwandfreien Deutsch. Zu spät zum Gespräch erschienen ist der junge Künstler allerdings gerade einmal fünf Minuten, obwohl er bis zum Morgengrauen mit dem Aufbau seiner Ausstellung «Towards No Earthly Pole» im Untergeschoss des Museo d'arte della Svizzera italiana (Masi) in Lugano beschäftigt war.

Den wilden Draufgänger gibt man dem Romand, der vor seinem Studium in Berlin drei Jahre lang im Technoklub «Berghain» durchgefeiert hatte, nicht. Wenn Charrière von wissenschaftlichen Erkenntnissen erzählt, die er in seine Arbeit einfließen lässt, von Methoden der Archäologie und seiner Begeisterung für das Zeitalter der Entdecker, wähnt man sich eher einem ETH-Dozenten gegenüber. Doch der Fotograf, Video- und Konzeptkünstler, der als einer der talentiertesten und eigenständigsten seiner Generation gefeiert wird, verbringt seine Tage weder im Labor noch in der Bibliothek. Er streunt schon einmal im Schutzanzug auf einem ausgedienten Atomtestgelände herum oder muss mit ansehen, wie eine Sondereinheit der deutschen Polizei sein Studio stürmt – um eben jene Kanone, die nun den Eingang zur Ausstellung markiert, zu beschlagnahmen. «Ein Nachbar hat behauptet, wir hätten sie auf ihn gerichtet», erzählt Charrière amüsiert, aber verständnisvoll. Schliesslich hätten die Behörden nach dem Anschlag auf den Berliner Weihnachtsmarkt von 2016 auch eher unwahrscheinlichen Terrorwarnungen nachgehen müssen.

Dabei steht sein Kunstwerk keineswegs für kriegerische Handlungen. Vielmehr soll es uns auf eine ebenso drastische wie originelle Weise das gefährliche Spiel mit dem ökologischen Gleichgewicht vor Augen führen – ein Themenkomplex, der viele seiner Arbeiten durchdringt. Inspiriert von Jules Vernes Roman «Der Schuss am Kilimandscharo», einer Parabel auf die globale Erderwärmung von 1889, konzipierte Charrière die Kanone für die erste «Antarctic Biennale», zu der er mit 49 anderen Künstlern auf ein russisches Expeditionsschiff geladen wurde. Während die Protagonisten im Roman versuchen, durch den Rückstoss einer Riesenkanone die Erdachse so zu verschieben, dass der Nordpol schmilzt und die reichen Rohstoffvorkommen freigibt, die sie dort vermuten, dabei

jedoch halb Indien und Europa unter Wasser setzen, hatte der Künstler vor, mithilfe einer eigens konstruierten Kanone eine atomar verseuchte Kokosnuss vom Bikini-Atoll in die Antarktis zu schiessen. Sollte das ewige Eis irgendwann schmelzen, würde die Kokosnuss Land erreichen und eine neue, menschengemachte Natur entstehen. «Also mit Gewalt ein Dschungel angepflanzt werden», sagt Charrière und strahlt, als ob er gerade vom Deck des Expeditionsschiffs aus dem kuriosen Schauspiel beiwohnen würde.

Den Südpol erreichte die Kanone allerdings nie. Doch Charrières originelle Gedanken entfalteten trotz der Intervention durch die Polizei ihre Wirkung, berichtete man doch auf zahlreichen Nachrichtenportalen vom «bekloppten Künstler und seiner Kokosnussskanone», wie der Spross einer Winzerfamilie vom Genfersee nicht ohne Stolz erzählt. Entmutigen liess er sich durch den Verlust seiner Schusswaffe jedenfalls nicht. Vielmehr gewann er der Angelegenheit eine positive Seite ab: «Durch die Beschlagnahmung der Kanone existiert das Kunstwerk nun einzig durch die Überlieferung seiner kuriosen Geschichte.» Dies habe ihr eine sehr starke symbolische Präsenz verliehen, weshalb Charrière auch nicht verraten möchte, ob er die Kanone inzwischen zurückerhalten hat und es sich um jenes Modell handelt, das nun eingehüllt in Lugano steht. Dass er dazu die zerrissenen Tücher verwendete, die er auf der Endmoräne des schmelzenden Rhone-Gletschers fand, zeigt, dass es der 32-Jährige zuweilen übertreibt mit der Symbolbeladung seiner Werke. Es macht aber auch deutlich, wie lustvoll er mit Chiffren und Metaphern umzugehen vermag, wie spielerisch er die Grenzen von wissenschaftlichen und künstlerischen Disziplinen überwindet und sich nicht davor fürchtet, alles in seine Arbeit zu stecken, was ihm unter den Nägeln brennt.

Ob die Betrachter seiner Kunst sämtliche Bezüge zu erkennen vermögen, ist zu bezweifeln. Dass es Charrière darum geht, die Auswirkungen des menschlichen Handelns auf die Natur zu thematisieren, dürfte jedoch allen klar sein. Dies verleiht seiner Arbeit eine hohe Dringlichkeit, trägt ihm aber auch Unmut ein. Nicht trotz, sondern gerade wegen seiner brisanten Inhalte und ihrer unangenehmen Botschaft.

Denn je vehementer die Exponenten einer «Eco Art», denen Charrière gerne zugerechnet wird, ihre ökologischen Anliegen ans Publikum richten, desto kritischer werden sie an ihren eigenen Taten gemessen. Der Vorwurf bezieht sich auf die paradoxe Situation, dass sich die Kunstszene zwar mit dem Klimawandel auseinandersetze, gleichzeitig aber nicht gerne über die Treibhausgase spreche, die sie selber produziere. Dass man gut anprangern könne, der Appel jedoch immer nur an die anderen gerichtet werde, konnte man in letzter Zeit vor allem in britischen Medien lesen.

Tatsächlich unterliegt auch die Kunstwelt, wenn man sie denn als Industrie versteht, einem Gesetz des Wachstums, das dem Klima nicht zuträglich ist. Längst haben Städte und private Unternehmen die Kunst als Wirtschaftstreiber entdeckt, und vielen Kulturinstitutionen ist ein kompetitiver Charakter auch nicht fremd. Die Folge sind mehr Museen, mehr Ausstellungsflächen, mehr Handel, mehr Messen, mehr Sponsoring, mehr Publikum, mehr Logistik, mehr Flugmeilen – *bigger, better, faster, more*. Man fragt sich, wie lange das gut gehen kann. Das leuchtet selbst jenen ein, die im grossen Stil davon profitieren, weshalb kaum mehr eine Kunstmesse ohne Paneldiskussion zur Nachhaltigkeit auskommt und sich nicht von irgendeinem Champagnerhaus oder Autohersteller irgendein soziales Projekt in irgendeiner unwirtlichen Gegend dieser Welt finanzieren lässt. Darüber zu sprechen, ist dabei nicht unwesentlich – aber bitte völlig frei von Ironie, obwohl doch den meisten Anwesenden klar sein dürfte, dass mit ein bisschen grüner Seife noch längst nicht alles bereinigt ist.

Ein müdes Schmunzeln konnten sich jedenfalls die wenigsten verkneifen, als die Organisatoren der Design Miami/Basel letzten April auf der Terrasse des Museo Novecento mit Blick auf den Mailänder Dom verkündeten, bei der nächsten Austragung ihrer Messe aus ökologischen Gründen auf Plastikkarten für ihre VIPs, wie ihre eifrigsten Sammler genannt werden, zu verzichten. Ja, einige Pressevertreter schüttelten sich vor Lachen fast das Rindscarpaccio vom Teller, so zynisch klang der Versuch, mit einer Massnahme, die weder der Messe noch den Besuchern wirklich an die Nieren geht, dem Zeitgeist zuzuprosten.

Denn auf die VIPs selbst, von denen nicht wenige auch diese Woche zum Art-Basel-Ableger in Miami mit dem Learjet angereist sein dürften, möchte man keinesfalls verzichten. Die kaufkräftigen Kunstnomaden sind für die Messen, von denen jedes Jahr noch ein paar mehr aus dem Boden schiessen, nicht nur als Kunden von grosser Bedeutung, sondern auch, weil sie ihre Kulturreisen gerne öffentlichkeitswirksam in den sozialen Netzwerken verbreiten und damit noch mehr Leute anziehen. Schliesslich möchte man bei der nächsten Ausgabe noch eine Halle mehr bespielen, um im globalen Wettlauf nicht ins Hintertreffen zu geraten.

Initiativen wie jene der Londoner Tate Gallery, die sich verpflichtet hat, ihren CO<sub>2</sub>-Fussabdruck bis 2023 um weitere 10 Prozent zu reduzieren, sind eher selten und heben sich selbst dann heraus, wenn sie sich eher bescheiden ausnehmen mögen. Der Druck von Unternehmen wie der Non-Profit-Organisation Julie's Bicycle, die britischen Kulturinstitutionen dabei hilft, ökologisch nachhaltiger zu arbeiten, steigt allerdings – und macht auch vor den Künstlern nicht halt.

Besonders heftig prasselt derzeit die Kritik auf Ólafur Eliasson, an dessen Institut für Raumexperi-

## BUNTER VOGEL MIT SPRENGKRAFT

*Julian Charrières Werk, vielschichtig und spektakulär*



Eingriff in die Natur: Bunte Tauben für Venedig.

Die Arbeit «Some Pigeons Are More Equal Than Others» entstand 2012 in Zusammenarbeit mit Julius von Bismarck, der wie Julian Charrière bei Ólafur Eliasson studierte. Dabei entwickelten die beiden Künstler einen Apparat, anhand dessen sie wilde Stadtauben fingen und mit Lebensmittelfarben ansprühnten, bevor sie die

bunten Vögel auf dem Markusplatz in Venedig in die Freiheit entliessen. Ziel der Aktion war es, die Aufmerksamkeit auf den öffentlichen Raum mit all seinen Nutzern, Regeln, Ideen und Interaktionen zu lenken. Solche Eingriffe in die Natur und eine gewisse Destabilisierung gegebener Ordnungen gehören zu Charrières Markenzeichen.



Täuschend echt: Gesprengte Naturmonumente in Mexiko.

Für grosse Aufmerksamkeit sorgten Julian Charrière und Julius von Bismarck Anfang dieses Jahres mit einem Lehrstück über Betroffenheit und unser Verhältnis zur Realität. Auf CNN, ABC und Fox News wurde von einem kuriosen Anschlag auf die Steinbögen im Arches-Nationalpark berichtet. Gesprengt wurden allerdings nicht die

bekanntesten Felsformationen in Utah, sondern ein sehr real anmutendes Bauwerk, das die beiden Künstler zuvor mit 35 Arbeitern in Mexiko errichtet hatten. Die Bilder und Videos davon verbreitete man anonym in den sozialen Netzwerken und auf diversen Informationsplattformen, von wo aus sie ins Fernsehen gelangten.

mente Charrière studiert hat, nieder. Das liegt wohl nicht zuletzt daran, dass dem dänisch-isländischen Künstler trotz seiner rebellischen Ader und unkonventionellen Aktionen, die sich fast alle um die fragile Beziehung zwischen Mensch und Natur drehen, ein enormer kommerzieller Erfolg beschieden ist. Mittlerweile beschäftigt er in seinem Berliner Studio fast 100 Mitarbeiter und nimmt, um all seine Projekte betreuen zu können, das Flugzeug wie andere das Tram. Gleichzeitig seiner Instagram-Gefolgschaft die Frage «How can culture empower people to take climate action?» zu stellen und in einer Videobotschaft zu erklären, er sei glücklich, als Künstler einen Beitrag zu einem kritischen Diskurs leisten zu können, sieht er offenbar nicht als Widerspruch. Die Aufklärungsleistung wiegt nach seinem Verständnis wohl den grossen ökologischen Fussabdruck auf. Dass Eliasson im letzten Winter zur allgemeinen Sensibilisierung 122 Tonnen Grönlandeis nach London verschifften und dort wirkungsmächtig vor sich hinschmelzen liess, stiess jedoch auch bei seinen Fans nicht nur auf Zustimmung und veranlasste «Die Zeit» unter anderem zur Frage: «Kann eine Kunst, die das Gute und Richtige propagiert, mehr sein als ästhetischer Ablasshandel?»

Derartige Kritik lässt Julian Charrière keineswegs kalt. «Ich setze mich täglich mit den ökologischen Konsequenzen meines Handelns auseinander und versuche, möglichst klimaneutral zu leben, aber es lässt sich nicht immer mit meiner Arbeit vereinbaren.» Denn auch er fliegt um die Welt. Nicht vorwiegend, um Museumseröffnungen beizuwohnen oder mit Galeristen anzustossen – Talks mit Kanye West und Jacques Herzog in Florida bleiben die Ausnahme. Unabdingbar ist das Reisen für ihn jedoch, um jene Feldarbeit zu betreiben, die seiner Kunst zugrunde liegt. Diese entsteht oft aus Interesse an einem bestimmten Ort, den Charrière besucht, um ihn auf sich wirken zu lassen, mit wissenschaftlichen Methoden zu untersuchen und zu eruieren, was daran zu einem gesellschaftlichen Diskurs von grösserer Tragweite führen könnte. Ob das militärische Sperrgebiet Semipalatinsk-21 Polygon in Kasachstan oder Rohstoffabbaugebiete in der Mongolei, besonders angetan haben es ihm Regionen, an denen menschliche Eingriffe in die Natur zu irreversiblen Schäden geführt haben, wofür er auch bei seinem Publikum ein Bewusstsein fördern möchte.

Auf Kunst zu verzichten, weil sie nicht klimaneutral ist, käme für ihn daher nicht infrage. «Dann müsste man aufhören, überhaupt etwas zu tun, bereits das Aufstehen am Morgen ist ein Problem», meint er. Auf der anderen Seite sieht er sich nicht in der Position, den Leuten diktieren zu dürfen, was sie zu tun oder lassen hätten, und schätzt es deshalb auch nicht besonders, wenn man ihn einen Umweltaktivisten nennt. Schliesslich gehe er nicht auf die Barrikaden, bemerkt er, was



Ikones Bild: «The Blue Fossil Entropic Stories».

ziemlich euphemistisch klingt, wenn man bedenkt, dass er im Rahmen der Biennale in Venedig unter dem Titel «Some Pigeons Are More Equal Than Others» eine Schar von bunt gefärbten Tauben über den Markusplatz fliegen liess. Oder in Mexiko Naturmonumente nachbaute, sprengte und über Social Media verbreiten liess, es sei ein Terroranschlag auf einen Nationalpark in Utah verübt worden – wofür sich letztlich nicht nur CNN und Fox News, sondern auch das FBI interessierten.

«Ich mag es extrem, egal ob in der Arktis oder im «Berghain», sagt Charrière, der wegen der elektronischen Musik vom beschaulichen Morges nach Berlin gekommen war, nach ausschweifenden Jahren im berühmten Technoklub seine Bestimmung aber in der Kunst fand. Er fühle sich einfach lebendiger draussen, wolle sich einer Situation aussetzen, um darüber sprechen zu können, selbst wenn man dafür wochenlang bei minus 15 Grad in Grönland zelten muss. Dies verleiht ihm eine hohe Glaubwürdigkeit, verleitet ihn aber nicht dazu, den Zeigefinger auszufahren.

«Als ich auf den Eisberg stieg und begann, mit einem Bunsenbrenner das Eis unter meinen Füssen wegzuschmelzen, hatte ich nicht die Absicht, eine Ikone des Kampfs gegen die globale Erwärmung zu schaffen», sagt er beinahe etwas gereizt ob der oftmals vorschnellen Einordnung seines Werks. Auch Tobia Bezzola, der Direktor des Masi, sieht in Charrière nicht in erster Linie jemanden, der das Umweltbewusstsein zur Kunst macht, sondern einen Künstler, der sich seit seinen Anfängen intuitiv mit diesem Thema auseinandersetzt.

Wird da einer zum Umweltapostel stilisiert, der es gar nicht ist? Schliesslich kann Charrière nichts dafür, dass man bei jedem Eisberg gleich an Greta denkt. Andererseits ist er sich sehr bewusst, was er mit seiner Kunst auslöst, und spielt geschickt damit. Anhand von seinen zuweilen verstörenden schönen Fotografien und kuriosen Objekten gelingt es ihm, existenzielle Fragen aufzuwerfen. Woher kommen wir? Wohin gehen wir? Was soll das hier

eigentlich? Gegen eine eindeutige Botschaft in seiner Kunst verwehrt sich Charrière allerdings – und genau das fördert die Beschäftigung mit ihr. Wirft man einen zweiten Blick auf das Bild des Eisbergs, ist man plötzlich nicht mehr sicher, ob es ihm hier um den Abbau von Rohstoffen geht. Vielleicht wird hier auch einfach der wissenschaftliche Fortschritt zelebriert. Tatsächlich habe er mit seiner Aktion den Eisberg aus der Assoziation mit der Klimakatastrophe lösen und andere Bezüge schaffen wollen, sagt Charrière. Nicht zuletzt zum Zeitalter der Romantik, als Nord- und Südpol die Phantasie noch auf eine überwiegend positive Weise beflügelten und das Verhältnis der Menschen zur Natur von einer tiefen Bewunderung und einem neugierigen Entdeckergeist geprägt waren.

Dieses Schwelgen fehlt dem jungen Künstler heute grösstenteils. Er plädiert dafür, dass man sich wieder mehr dem Staunen hingibt, damit unsere Beziehung zur Natur nicht nur von der Vernunft, sondern auch von Emotionen geleitet wird. Gleichzeitig soll man aber auch genau hinschauen, statt sich von Worthülsen und sinnentleerten Codes vereinnahmen zu lassen. «Wir werden derart bombardiert mit Informationen, dass wir oft gar nicht mehr dazu kommen, uns ein eigenes Bild von den Dingen zu machen», sagt Charrière, der gerne Bekanntes subtil verfremdet und viel mit konstruierten Realitäten arbeitet. Der Film, den er derzeit in Lugano zeigt, ist denn auch keine wissenschaftliche Dokumentation, sondern ein «pures Fantasma», wie Charrière betont. Eine mit Kameras ausgerüstete Drohne fliegt über Island, den Montblanc, Grönland und den Rhone-Gletscher, verbindet Landschaften, die so nicht zusammengehören und doch einen Kosmos schaffen, den man als stimmig empfindet und damit genau in jene Falle trampelt, die der Künstler ausgelegt hat. «Die Ikonografie der Arktis ist so stark, dass jeder glaubt, sie irgendwie zu kennen, und gar nicht mehr hinterfragt, was er da eigentlich sieht», sagt Charrière.

Er möchte mit seiner Kunst eine andere Art der Auseinandersetzung mit der Umweltproblematik erreichen, als eine Reportage dazu imstande ist. Durch die Abstraktion wird Platz für eigene Gedanken geschaffen, durch die Andeutung nicht lähmende Panik verursacht, sondern Neugier hervorgerufen. Vor allem macht Charrière es einem nicht leicht, einen distanzierten, emotionslosen Blick auf seine Kunst zu werfen. Dies erreicht der Künstler nicht mit dem Stilmittel der Empörung, sondern mit der Nähe, einer Anknüpfung an den eigenen Erfahrungshorizont, wie man in der Didaktik sagen würde. Eine solche stellt er einerseits durch überraschende Arrangements her – wie bei seiner Arbeit «An Invitation to Disappear», bei der er eine Kamerafahrt durch eine indonesische Palmölplantage mit Elektro-Musik, Stroboskop und künstlichem Nebel zum Rave macht. Andererseits auch einfach, indem er wie in seiner aktuellen Ausstellung

den Eisbergen aus Grönland Findlinge aus dem Tessin zur Seite stellt und damit zum Ausdruck bringt, dass uns dies hier alle etwas angeht.

Zu einem Umweltaktivisten macht ihn dies nicht. Dafür ist seine Arbeit zu eigenwillig, komplex und wohl auch zu ambivalent in ihrer Haltung. Dadurch, dass er nicht belehrt und dramatisiert, sondern vor allem seine Lust am Erkenntnisgewinn mit dem Publikum teilt, zeigt Julian Charrière jedoch, wie man mit Kunst mehr bewegen kann als ein paar Learjets nach Miami. Die Besucher von «Towards No Earthly Pole» verabschiedet er mit der Projektion eines lodernden Brunnens, der vor allem einheimischen Besuchern befremdlich vertraut vorkommen dürfte. Die Fontana Bossi im Zentrum Luganos hat er mit Bewilligung der Behörden in Brand gesteckt. «Nicht in der Nacht zwischen zwei Bier, wie es eher meinem Stil entsprechen würde», beteuert er und verzieht die Mundwinkel so verräterisch, dass der Verdacht aufkommt, er hätte es eben doch genau auf seine Art gemacht. Zuzutrauen ist Julian Charrière jedenfalls fast alles. ■

---

DAVID STREIFF CORTI fuhr mit dem Zug zum Treffen mit Julian Charrière nach Lugano, könnte seine Klimabilanz aber sicher auch noch optimieren.

#### ANZEIGE



*Sprüngli*

SO  
FÜHLT  
SICH  
WEIHNACHTEN  
AN

Confiserie Sprüngli  
Schweizer Chocolatentraktion seit 1836

[spruengli.ch/shop](http://spruengli.ch/shop)